

Frisch, ein arbeitsloser Leuchtturmwärter

Das lang erwartete, geheimnisumwitterte «Berliner Journal» von Max Frisch kommt in den nächsten Tagen in die Buchhandlungen. Oder wenigstens die Teile, die juristisch unbedenklich sind. Und die sind faszinierend genug.

Von Martin Ebel

«Bei Max Frisch war immer etwas los», sagte Peter von Matt einmal auf einer Podiumsdiskussion und bezog sich dabei auf dessen bewegtes Liebesleben. Auch editorisch ist, mehr als 20 Jahre nach Frischs Tod, immer noch «etwas los». Das Leben des Schriftstellers ist weit davon entfernt, vollständig biografisch aufgearbeitet zu sein, und von dem, was er schrieb, ist auch nicht alles veröffentlicht.

Was nicht am mangelnden Interesse der Öffentlichkeit liegt! Im Gegenteil. Gerade weil bekannt ist, dass da noch was ist - etwas von persönlichem, privatem, gar erotischem Charakter -, wird die Neugier noch lange nicht nachlassen. Besonders auf den Briefwechsel mit Ingeborg Bachmann, dessen Publikation deren Erben vorerst einen Riegel vorgeschoben haben. Gespannte Erwartung gilt auch dem «Berliner Tagebuch» von 1973 bis 1980. Zwanzig Jahre Sperrfrist nach seinem Tod hatte Max Frisch selbst festgelegt. Vor knapp drei Jahren waren die abgelaufen, im April 2011 liess die Max-Frisch-Stiftung, die der Autor selbst noch eingesetzt hatte, das Schliessfach mit den versiegelten Nachlassbeständen öffnen, und seither wartet ein literarisch interessiertes (oder auch bloss voyeuristisch gesinntes) Publikum auf die Publikation.

Gerade das aber, was manche Leser besonders scharfmacht - man wusste, es geht darin auch um die kriselnde Ehe mit Marianne Frisch -, ist ein Publikationshindernis: je intimer die Notizen, desto stärker würden Persönlichkeits-

besessen sie schon das Haus in Berzona und eine weitere Wohnung in Zürich. Aber Besitz erdete Frisch, den Unbehausten, den Aufbruchsstichtigen, nie. Wochenlang genoss er geradezu das Provisorische der Wohnung, die nackten Wände, die fehlenden Möbel. Wie wenig man brauchte!

Frisch war 62 und ein «Erfolgsschriftsteller», den er selbst in skeptische Anführungszeichen setzte. Er kam mit dem Erfolg nicht zurecht; nicht mit den hohen Auflagen, dem Wohlstand, den sie ihm einbrachten, dem Erkanntwerden auf der Strasse, auf dem Postamt. Sein alles zergliedernder, zerfressender und noch die Knochen abnagender Intellekt suchte und fand stets «le revers de la médaille», den Pferdefuss: «Der Erfolg ist genau das, was den Stolz nimmt.»

Mühsame Arbeit an «Holožän»

Jedenfalls nimmt der Erfolg ihm nicht die Selbstkritik, womöglich verstärkt er sie noch. Jedenfalls ist Max Frisch, glaubt man dem «Journal», zu nichts Rechtem mehr imstande (das Nachwort korrigiert, dass er sehr wohl produktiv war; er arbeitete an dem, was später die Erzählung «Der Mensch erscheint im Holožän» wurde, sowie am «Dienstbüchlein» und an der grossen Rede «Die Schweiz als Heimat?»). Wir lesen indes: «Es gelingt mir fast gar nichts», «Ich habe kein Urteil mehr». Die schon beim Verlag abgegebene «Holožän»-Fassung (sie heisst da noch «Klima») zieht er zurück, und auch das frühere, gerade das erfolgreiche Werk erscheint ihm überholt, schal, flach. Er beklagt die Unsinnlichkeit sei-



trau verletzt. Sodass man jetzt bei Suhrkamp erscheint, nur eine Teilveröffentlichung nennen kann; zu Recht trägt der Band den Titel: «Aus dem Berliner Tagebuch».

Die «Euphorie, man werde jünger durch einen Wohnortwechsel», versickert in Selbstzweifel.

Der Bericht des Herausgebers Thomas Strässle, Zürcher Germanist und Präsident der Max-Frisch-Stiftung, gibt detailliert Rechenschaft über Publiziertes wie nicht Publiziertes. Das «Berliner Journal» besteht aus fünf Heften, von denen die ersten beiden ausgearbeitete Manuskripte sind, in Anlage und sprachlicher Konzentration den bekannten drei Tagebüchern vergleichbar. Nur diese zwei Hefte haben «Werkcharakter» (Strässle), die anderen drei enthalten gemischte Notizen, Briefe, ja sogar einen Schlüssel ohne Schloss. Zu lesen sind jetzt nur die ersten beiden Hefte, und auch diese nicht vollständig; etwa ein Achtel des Textes (oder ein Viertel, wenn man einen dreissigseitigen Einschub, der nicht zum «Journal» im engeren Sinn gehört, hinzuzählt) bleibt aus persönlichkeitsrechtlichen Gründen weiter gesperrt.

Das ist nur korrekt: Der Stiftungsrat ist seinem Auftrag gefolgt, wenn auch vielleicht penibler als der Auftraggeber selbst, der ja nicht eben zimperlich mit seiner unmittelbaren Umgebung umging, auch nicht mit Marianne Frisch, wenn man an die Ehepassagen in «Montauk» denkt. Wichtiger aber als das, was nicht in der Ausgabe des «Berliner Journals» steht, ist natürlich, was darin steht. Und das wird nicht nur jeden Frischaner, sondern jeden Liebhaber scharfer Gedanken und ebenbürtiger Formulierungen begeistern. Diese Aufzeichnungen aus den Jahren 1973 und 1974 sind allerbesten Frisch; es ist ein Glück, dass wir sie nun lesen können.

Als die Frischs im Februar 1973 eine Eigentumswohnung in der Sarrazinstrasse 8 bezogen (der erste kurze Eintrag endet: «Abend bei Grass. Nieren.»),

Auszüge aus den Tagebüchern unter www.frisch.tagesanzeiger.ch

halte, nicht aber «die Sache selbst».

Der Versuch, in Berlin einen Neuanfang zu wagen, die «Euphorie, man werde jünger durch einen Wohnortwechsel», versickert in Selbstzweifel, Langeweile und schlechter Laune. Obwohl von Freunden und interessanten Kollegen umgeben (in Friedenau leben damals nicht nur Günter Grass, sondern auch Uwe Johnson und Hans Magnus Enzensberger), empfindet er die meisten Gespräche bloss als Absondern fertiger, verbrauchter Sätze; «der flinke Schlagabtausch von Kenntnissen, ohne dass sie der Entstehung eines Gedankens dienen». Was für ein unedlicher Mensch Frisch oft war, ist auch für den Leser dieses «Journals» zu spüren; auch ihm ist in seiner Gesellschaft bisweilen unwohl.

Zum Glück straft Frisch sich gehörig Lügen, wenn er sich als ausgeschrieben empfindet und darstellt: durch dieses Tagebuch selber. Es finden sich darin einige literarische Skizzen, ein paar unvergessliche Bilder und Einfälle, etwa dieser, wohl auf ihn selbst gemünzt: «Der Wärtler in einem Leuchtturm, der nicht mehr in Betrieb ist; er notiert sich die durchfahrenden Schiffe, da er nicht weiss, was sonst er tun soll.» Es findet sich weiter ein wichtiger Hinweis auf eine poetologische Neuorientierung, nämlich die Hinwendung zur biografischen Faktizität, die kurz darauf, während des New-York-Aufenthaltes 1974, zum Liebeserlebnis mit «Lynn» und der Erzählung «Montauk» führen wird.

Besuche in Ostberlin

Der grösste Wert dieses Tagebuchs liegt aber in den Eindrücken aus Ostberlin und in den Personenporträts, allesamt veritable Anthologiestücke. Die DDR ist für Max Frisch exotisches Gelände, eines, das sich dem berühmten Schweizer bereitwillig öffnet, aber je weiter er es betritt, umso weiter zurückzukehen scheint. So gelingt es dem Besucher aus der transparenten Miliz-Demokratie nicht, zu erfahren, wie in der DDR überhaupt Beschlüsse zustande kommen. Auch das seltsame Gesprächsverhalten seiner offiziellen Gastgeber zu unliebsamen Themen und Namen befremdet ihn. Wunderbar genau analysiert er das Konfliktvermeidungsballett, das er selbst und die Mitglieder des Schriftstellerverbandes («Funktionäre, die auch schreiben») miteinander aufführen, beide bemüht, die «Hackepeter-



«Abend bei Grass. Nieren.» So endet der erste Eintrag von Max Frisch (l.) im Februar 1973. Foto: Maria Rama (Akademie der Künste, Berlin)

gemütlichkeit» nicht zu gefährden. Hilflos und erschüttert ist er von der Aggression, mit der der emigrierte Uwe Johnson das kritisch-loyale Ehepaar Christa und Gerhard Wolf beharkt. Und nicht zuletzt fasziniert den Schweizer die Bedeutung, die der Literatur in der DDR zugemessen wird, selbst und gerade da, wo sie behindert wird. Stärkster Eindruck im Osten: der noch geduldete Dissident Wolf Biermann, ein Kraftkerl, ein echter Kommunist auch.

Grass und die Aktualität

Biermann und Christa Wolf gehören schon in jene Porträtgalerie, die die Höhepunkte des «Berliner Journals» bilden. Da ist der um seine Lockerheit, seine Ironie und seine Lebensfreude sichtlich beneidete Enzensberger, der überaus schwierige Freund Johnson, an dem Frisch gefällt, dass er ihn wirklich und ernsthaft fordert (er ist auch der Einzige, der das «Journal» lesen durfte, bevor es versiegelt wurde). Schliesslich der Gastgeber des ersten Abends und vieler weiterer Abende: Günter Grass. Glänzend analysiert wird sein politischer Verlautbarungsdrang: «Grass äussert sich zu: Scheel als Bundespräsident, Genscher als Aussenminister etc., Anruf von einer Redaktion genügt, und er verlautbart. Als könne er Aktualität ohne Grass nicht ertragen. Wie heilt man ihn?»

Und wie heilt er, Frisch, sich selbst? Von Lebensekel, Ungenügen, Langeweile, selbstzerstörerischem Zergliedern, Reflektionsexzessen? Gar nicht. Er flieht. Erst in eine neue Stadt, dann zu einer neuen Frau. Wie es anfängt: Davon erzählt «Montauk». Wie es weiter- und zu Ende geht: Davon wird dann das dritte, das letzte Tagebuch erzählen.

Max Frisch: Aus dem Berliner Journal. Hrsg. von Thomas Strässle. Suhrkamp, Berlin 2014. 256 S., ca. 30 Fr.

Am 3. Februar, 19.30 Uhr, präsentiert der Herausgeber Thomas Strässle das Berliner Journal im Literaturhaus Zürich.

Tagebucheintrag 17. 2. 1973

Wie lebt man «ohne Vorsatz»?

Ohne Vorsatz leben (was allerdings eine privilegierte Lage voraussetzt, ein Schlösschen, wie Herr de Montaigne es hatte, oder ein Checkbuch): Es ist nicht ohne weiteres zu lernen. Eben das Bewusstsein, dass man in eine privilegierte Lage geraten ist, nötigt zu Vorsätzen. Eine lange Zeit meines Lebens, als ich nicht hungerte, aber ziemlich mittellos war, etwa so mittellos wie die grosse Mehrheit, interessierte mich die Gesellschaft überhaupt nicht, die Politik, die Utopie; mein soziales Engagement begann schleichend wie mein Wohlstand, der (das glaube ich mir wirklich) nie mein Ziel war, aber als *Fait accompli* mehr und mehr zu Vorsätzen nötigte, die den Sonder-Wohlstand nicht heiligen, aber als Mittel zum Zweck rechtfertigen. Das heisst nicht ohne weiteres, dass ich mir (und Leuten meiner Art) den Sozialisten nicht glaube. Im Gegenteil; aber auch das nicht ironisch gemeint: Das gesellschaftliche Gewissen ist ein Luxus. Muss man sich diesen Luxus leisten? Der Vorsatz, etwas beizutragen zur Verbesserung dieser Gesellschaft, entspringt dem Bedürfnis nach Anstand - ich weiss nicht, was ich habe sagen wollen - Ohne Vorsatz leben...

Tagebucheintrag 15. 2. 1973

Der fordernde Uwe Johnson

Anfang der Sechzigerjahre, etwas mehr als vor einem Jahrzehnt, fragte Uwe Johnson, damals sehr jung in seiner Lederjacke, bei einem Bier auf einem nächtlichen Platz in Spoleto (Festspiele) unvermittelt unter vier Augen: Herr Frisch, was machen Sie mit Ihrem Ruhm? Nicht dulddend, dass ich die Frage für aufsässigen Spott nahm, blieb er aufsässig: Sie sind berühmt, Herr Frisch, ob Sie das wollen oder nicht. Sein Blick liess auch den Irrtum nicht zu, dass es etwa eine Schmeichelei sei. Die Frage war eine blanke Forderung, ich fand nicht einmal heraus, welche Antwort er dabei erwartete; eine offene Forderung. Ich konnte sie nicht beantworten, weiss nicht, ob seine Stimme oder nur seine Miene sagte: Herr Frisch, darüber müssen Sie nachdenken. Seither sind wir uns über Umwege (er verurteilte, so vermute ich, mein Verhalten gegenüber Ingeborg Bachmann als unverantwortlich) näher gekommen, bleiben aber beim Sie, das, in der allgemeinen Duzerei, sich beinahe wie ein Riff ausnimmt; ich finde es schön, nämlich richtig, eine Herzlichkeit, die nie hemdärmelig wird, sogar Zärtlichkeit, aber sie bleibt fordernd.

Vorgestern Gespräch über Brecht: wie er heute dastünde als Fünfundsechzigjähriger, inwiefern er anders wäre als der Klassiker seines Namens, inwiefern auch anders die Rezeption. Fragen. Uwe Johnson ist mühsamer als die meisten, auch wenn er lustig ist, witzig. Er fordert mich. Das ist eine Auszeichnung, so wie er es macht; er fordert nicht wie so viele Kluge, um sich bestätigt zu sehen, wenn der andere den Forderungen nicht genügt; er fordert mich aus Hoffnung.